

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 82 (1956)
Heft: 48

Artikel: Der Dichter liest aus eigenen Werken
Autor: Lichtenberg, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-496233>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Dichter liest aus eigenen Werken

Von Wilhelm Lichtenberg

Dichter sind im allgemeinen nette, umgängliche Menschen. Die Art ihrer Betätigung, die – nicht ausgeübt – von keiner Seite vermisst oder gar reklamiert würde, zwingt sie zu einer lächelnden Versöhnlichkeit allen Erscheinungen und Ereignissen gegenüber. Manchmal allerdings wird der Dichter von einer ganz seltsamen Zwangsvorstellung befallen. Dann bildet er sich nämlich ein, in Publikumskreisen sei ein brennendes Interesse daran vorhanden, daß er aus «eigenen Werken» vorlese.

In diesem ganz merkwürdig neurotischen Stadium einer nicht abzuweisenden Zwangsvorstellung wendet sich der Dichter an irgend einen literarischen Zirkel, damit er für ihn eine Dichtervorlesung veranstalte.

Die Leiter des literarischen Zirkels erschrecken jedesmal ob solcher Zumutung. Aber dem Dichter gegenüber tun sie entzückt. Sie behaupten, ihm für seine Anregung so unendlich dankbar zu sein. Allerdings – und dies fügen sie gleich hinzu – sei jetzt gerade die ungünstigste Zeit für eine Vorlesung aus eigenen Werken. Sie führen ins Treffen: die vorgeschrittene oder noch nicht begonnene Saison, die gegenwärtig wütende Grippe-Epidemie, die Wirtschaftskrise, die Hochkonjunktur, die Verflachung des Publikums, die Versnobung des Publikums und überhaupt alles, was den Dichter bestimmen könnte, von seiner Vorlesung aus eigenen Werken Abstand zu nehmen.

Dieser hingegen lässt keinen Einwand gelten, weil er eben in der neurotischen Zwangsvorstellung lebt, die ganze Stadt warte auf seine Vorlesung und werde sich durch keinen wie immer gearteten Umstand von dessen Besuch abhalten lassen.

Angesichts solcher Hartnäckigkeit kapituliert die Leitung der Literarischen Gesellschaft. Allerdings nicht bedingungslos. Sie erklärt sich bereit, ein Sälichen mit einem Fassungsraum von hundert Personen zu mieten und meint, daß dies dem tatsächlichen Bedürfnis nach einer Dichterlesung entsprechen dürfte. Der sonst gutmütig und eigentlich sonnig aspektierte Dichter gerät bei diesem Vorschlag in Empörung. Er fordert, daß der größte der zur Verfügung stehenden Säle gemietet werde. Und außerdem verlangt er, daß eine Option auf einen zweiten Abend in diesem Saale genommen werde, da es so

gut wie sicher sei, daß der Nachfrage nach Billets am ersten Abend nicht entsprochen werden könne. Nach vielen diplomatischen und schwierig verlaufenden Unterhandlungen einigen sich Dichter und Veranstalter schließlich auf einen mittleren Saal für ungefähr fünfhundert Personen.

Nun beginnt für den Dichter die Zeit vielfacher Bemühungen, sich ein Publikum für seine Vorlesung aus eigenen Werken zu sichern. Er gibt Gesellschaften und besucht welche. Er ruft alte und neue Bekannte an und erkundigt sich bei allen nach ihren Familien, ihren Geschäften, ihrer Gesundheit. Zwischendurch läßt der Dichter wie unabsichtlich eine Bemerkung über seine demnächst stattfindende Vorlesung fallen und meint, daß er sich freuen würde, seine Freunde im Saale begrüßen zu können. Vor einer Vorlesung erklären die Dichter alle Menschen zu ihren Freunden. Die Angerufenen und sonst Apostrophierten sagen, daß sie mit Begeisterung zur Vorlesung kommen würden, wenn nicht gerade an diesem Abend ... Und man kann sich gar nicht vorstellen, wie besetzt die Menschen gerade an jenen Abenden sind, da Dichter aus ihren eigenen Werken lesen. – In der Woche vorher erkundigt sich der Dichter zweimal täglich bei der Vorverkaufsstelle, ob überhaupt noch Karten zu haben sind. Die Antwort lautet jedesmal, es seien noch ziemlich alle Karten zu haben. Worauf der Dichter erklärt, Dichterlesungen seien eben keine Fußballmatches, wo sich die Menschen schon Wochen vorher um Karten balgen. Dafür werde die Abendkasse um so besser sein, meint der Dichter.

Diese Annahme erweist sich in der Regel als zu optimistisch. Es erscheinen nicht mehr als fünfzig Personen. Es sind jene, die teils aus familiären, teils aus beruflichen Gründen nicht fernbleiben konnten.

Vor Beginn der Vorlesung geht der Dichter im Künstlerzimmer auf und ab, ab und auf, und wartet noch immer auf das Wunder, daß sich der Saal im allerallerletzten Moment doch noch fülle. So kommt es, daß Dichterlesungen immer erst mit beträchtlicher Verspätung beginnen. Endlich muß sich der Vortragende doch entschließen, ans Pult zu treten. Sein wehmühtiger Blick streift die Sitzreihen, die aussehen wie ein Männerkopf bei Haarausfall. Ab und zu ein paar Besucherbüschel, aber ringsherum nur Besucherglatze. Nun, der Dichter hat es den Veranstaltern schon im Künstlerzimmer gesagt, warum der Besuch so elend ist: Die Reklame war ungenügend, der Saal liegt zu abseits und der Name des Vortragenden war in den Inseraten nicht fett gedruckt. Bei einem nur einigermaßen geschickten Management hätte sich bestimmt ein Massenbesuch ergeben.

Der Dichter beginnt mit der Vorlesung. Zwischendurch blinzelt er ins Auditorium hinein, um festzustellen, wer überhaupt erschienen ist. Aha! Vor allem einmal die Kritiker. Allerdings fehlt die erste Garnitur, sagt sich der Dichter voller Erbitterung. Die Zeitungen haben ein paar junge Leute geschickt, die morgen einige verlegene Phrasen schreiben werden, da sie der Generation des Dichters feindselig gegenüber stehen. Zwei Cousins und drei Cousinen sind da. Nett von

ihnen. Der Dichter hätte es ihnen gar nicht zugetraut. Man muß sie bei Gelegenheit einmal einladen, denkt er, während er liest. Und die Leute aus dem Nachbarhaus sind auch erschienen. Wie aufmerksam von ihnen. Allerdings leihen ihnen der Dichter immer seinen Rasenmäher und wird ihnen ein Stück Grund ablassen, das sie zur Erstellung einer Garage brauchen. Ja, der Schneider ist auch im Saal. Und der Papierhändler. Einige Schauspieler sind gleichfalls im Saale verstreut. Der Vorlesende freut sich darüber, obwohl er weiß, daß sie im Grunde genommen gelegentlich auf eine schöne Rolle in einem seiner Stücke hoffen. Immerhin. Der Weinhändler ist da und die Milchfrau und der Delikatessenhändler samt Tochter. Die Frau des Hausarztes ist gleichfalls erschienen; der Hausarzt selbst wurde in letzter Minute zu einem Notfall gerufen. Sogar der Astrologe ist anwesend. Der Dichter pointiert während der Vorlesung in seinem trainierten Gehirn: Er liest mir aus den Sternen, dafür muß er sich jetzt aus meinen Werken von mir lesen lassen.

Ach, es sind lauter wohlvertraute Gesichter im Saale anwesend, kein einziges bietet dem Dichter eine Überraschung. Doch. So in der Mitte der Vorlesung nimmt der Dichter in der letzten Stuhlreihe einen Mann wahr, den er nicht kennt. Und während der Dichter weiter liest, denkt er angestrengt: Wer, wer mag der Mann mit dem eisgrauen Schnurrbart sein? Was hat ihn hergeführt? Wie kommt es, daß er ganz vereinsamt unter lauter Verwandten, Bekannten und Lieferanten sitzt?

Inzwischen blicken die fünfzig Erschienenen auf das beleuchtete Pult mit dem Manuskript. Im Anfang war es ein hoher, drohender Papierhaufen. Aber dann wird Blatt um Blatt auf die andere Seite gelegt. Und einmal befinden sich zwei gleich hohe Häuflein Manuskript rechts und links vom Vortragenden. Bis sich schließlich die Waage zugunsten des Publikums neigt und der Haufen links höher ist als der ungelesene rechts. Und alle denken: Wenn das letzte Blatt Papier umgelegt ist, können wir endlich heimgehen. Zuletzt nimmt der Dichter noch einige begeisterte Glückwünsche entgegen.

Und dann sieht er, wie der fremde Mann aus der letzten Stuhlreihe dem Publikum die Mäntel in der Garderobe ausfolgt. Schmerzlich denkt der Dichter: Der einzige fremde Mensch im Saale war also der Garderobier. Immerhin, sagt sich der Dichter weiter, hatte er Interesse für meine Vorlesung. Er scheint also ein Verehrer von mir zu sein.

Der Dichter wartet, bis alle Mäntel ausgefolgt sind. Dann sagt er dem alten Garderobier, wie sehr es ihn freute, diesen unter seinen Zuhörern gehabt zu haben. Da aber sagt der Mann: «Wissen Sie, ich bin stark rheumatisch. Und in der Garderobe zieht es so schrecklich. Und da sitze ich dann schon lieber im Saal als in der zugigen Garderobe. Man muß ja schließlich nicht zuhören, wenn man nicht will.»

Worauf der Dichter alle heiligen Schwüre ablegt, nie mehr eine Vorlesung aus eigenen Werken zu veranstalten. Hält er diese Schwüre? Ich habe wenigstens noch keinen kennengelernt, der es tat.



Bezugsquellen nachweis: E. Schlatter, Neuchâtel